

(Nachdruck verboten.)

Die Arena.

1]

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Prouta.

1.

Wie jedesmal, wenn eine Corrida (Stiergefecht) bevorstand, hatte Juan Gallardo heute frühzeitig zu Mittag gespeist. Seine einfache Mahlzeit hatte aus einem Stück Braten bestanden. Keinen Tropfen Wein hatte er dazu genossen, und die vor ihm auf dem Tisch stehende Flasche hatte er nicht einmal angerührt. Es hieß eben in solchen Fällen ruhig Blut und hellen Kopf behalten. Er schlürfte zwei Tassen starken, schwarzen Kaffees und zündete eine Duke-Zigarre an, stützte sodann die Ellbogen auf den Tisch und besah sich mit verträumten Augen die nach und nach in den Speisesaal eintretenden Gäste.

Seit einigen Jahren schon, seitdem er auf dem Madrider Ring, der Plaza de Toros, die Alternativa, d. i. den Matadorentitel erlangt hatte, pflegte er im selben Gasthof der Calle de Alcalá, der größten und breitesten Straße der spanischen Hauptstadt, abzuwarten. Hier wurde er vom Wirt wie ein Mitglied der Familie behandelt, und die Kellner, Pförtner, Küchenjungen und Stubenmädchen verehrten ihn wie einen Ruhm des Hauses. Hier hatte er auch einmal infolge einer auf der Arena erlittenen Verwundung lange Tage auf seinem Schmerzlager verbracht, in Lappen gewickelt, in einer von Tabaksrauch und Jodoform geschwängerten Atmosphäre: aber die Erinnerung daran socht ihn nicht weiter an. Als abergläubischer Südländer, dem tägliche Gefahren drohen, stellte er sich vor, daß dieser Gasthof glückbringend sei, und nichts Böses ihm zustößen könne, so lange er hier wohne. Allerdings blieb er stets gefaßt auf die kleinen Gefahren, die das Metier mit sich brachte, wie Verrenkungen und Fleischwunden, aber nie fiel ihm ein, daß er einmal auf der Arena das Leben lassen könne, wie es manchem Berufsgenossen ergangen, an die er oft mit Behmut zurückdachte.

An Corridatagen liebte er es, nach dem Mittagmahle im Speisesaal sitzen zu bleiben und das Kommen und Gehen der Hotelgäste zu betrachten. Es waren gewöhnlich Ausländer oder Provinzler, die gleichgültig an ihm vorübergingen, ohne ihn anzublicken, bis zu dem Augenblick, wo sie von der Dienerschaft erfuhren, daß jener stattliche, glattrasierte, schwarzäugige Bursche der berühmte Torero (Stierkämpfer) Juan Gallardo war. Ihre gaffende Neugierde konnte aber dann keine Grenzen mehr. Die ihn umgebende Verwunderung half ihm einigermaßen über die peinliche Frist hinweg, die ihn noch vom Beginn des Schauspiels trennte. Wie träge doch die Zeit dahinrannt! Diese Stunden der Ungewißheit, in denen unbestimmte Angstzustände sich seiner bemächtigten und ihm mitunter jedes Selbstvertrauen raubten, waren gerade die bittersten seines Berufes. Er hatte keine Lust, hinaus auf die Straße zu gehen, denn im Hinblick auf die Strapazen des Stiergefechts hieß es jede Ermüdung vermeiden, und auch den Freunden des Tisches durfte er sich nicht hingeben, denn wie hätte er die Plaza mit vollem Magen betreten können?

So saß er am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt und durch eine Rauchwolke verhüllt. Sie und da schielte er nach den Damen, die den berühmten Stierkämpfer mit Spannung betrachteten. Als Abgott der Menge nahm er dieses Interesse als selbstverständliche Verehrung entgegen. Er bezweifelte nicht, daß man ihn hübsch und flott fand. Seine Besorgnisse waren plötzlich wie weggeweht, und in der Gewohnheit, vor dem Publikum eine stolze Pose anzunehmen, reckte und brüstete er sich, stäubte sich mit den Fingernägeln die auf die Ärmel gefallene Zigarrenasche ab und drehte an dem Ring, dessen hafelnußgroßer Brillant in wunderbarem Glanze funkelte.

Sein Blick schweifte selbstgefällig über seine eigene Erscheinung; er bewunderte seinen eleganten Anzug, die auf einem nahen Stuhl liegende schmutze Mütze, die seine goldene Uhrkette, die über dem oberen Teil der Weste sich von Tasche zu Tasche spannte, die Perle der Busennadel, die mit milchi-

gem Schimmer sein braunes Gesicht zu beleuchten schien, und die juchtenledernen Schuhe, aus denen unter den aufgestülpten Beinkleidern seidene, durchbrochene Socken hervorlugten.

Ein zarter, feiner Duft von reichlich aufgetragenen englischen Parfüms entströmte seinen Kleidern und seinem schwarzen gewellten Haar, das in zierlichen Locken über die Schläfen herabhing. Selbstvergnügt lächelte er vor sich hin und blinzelte hinüber nach der Tischgesellschaft, besonders nach den Damen, als wollte er sagen: „Habt ihr je einen schmückeren Mann gesehen?“

Aber plötzlich stürzten die bangen Gedanken wieder auf ihn ein, der Glanz seiner Augen erlosch, und von neuem vergrub er das Kinn in die geballten Hände, indem er krampfhaft an der Zigarre sog und wie abwesend den Rauchringeln nachblidete. Schmerzlich sehnte er sich nach dem Feierabend, nach dem seligen Augenblick, wo er müde und schweißbedeckt den Zirkus verließ im Frohgefühl der überstandenen Gefahr und in Erwartung der harrenden Genüsse, denen er sich jetzt in aller Sicherheit mehrere Tage hingeben konnte. Wenn ihm Gott wie gewöhnlich beschückte, würde er abends mit dem kräftigen Appetit seiner früheren Hungerjahre über das Essen herfallen, auch ein wenig über den Durst trinken und gleich die Sache mit dem fischen Mädchen ins Reine bringen, das in einem Ringel-Dangel sang, denn bei seinem bewegten Leben mußte immer alles Hals über Kopf gemacht werden. . . .

Jetzt kamen ins Speisezimmer nach und nach verschiedene Freunde und Bewunderer, die noch vor dem Mittagessen dem Stierkämpfer einen Besuch abstatten wollten. Es waren alte Stammgäste der Plaza, sogenannte Aficionados (begeisterte Anhänger des Stierkampfes), begierig, einer Partei anzugehören und einem Göken zu huldigen, die im jugendlichen Gallardo „ihren“ Matador erblickten und ihm weise Rat schläge erteilten. Sie duzten den Espada (wörtlich Degen; Hauptstierkämpfer) mit gönnerhafter Vertraulichkeit; er hingegen hiezte sie und ließ ihrem Namen stets das ehrerbietige Don vorangehen. Denn noch immer besteht zwischen dem Torero aus den untersten Volksklassen und seinen Bewunderern ein gewisser sozialer Abstand. Sodann gefielen diese Leute sich darin, vergleichsweise immer wieder ihre Erinnerungen aufzutischen und den jungen Helden die Ueberlegenheit der Jahre und der Erfahrung fühlen zu lassen. Sie sprachen beständig von der alten Madrider Plaza, wo nur „wirkliche“ Stiere und Stierkämpfer austraten, und kamen dann immer mit einer vor Erregung zitternden Stimme auf den „Schwarzen“ zu reden. Dieser „Schwarze“ war Frazeuelo.

„Wenn Du das gesehen hättest, mein Lieber! . . . Aber damals warst Du noch an der Mutterbrust oder noch nicht geboren.“

Den Speisesaal betraten noch andere Verehrer, die ziemlich fadensteinig und ausgehungert aussahen. Es waren obffure Berichterstatter von Weltblättern, von deren Bestehen bloß die Artisten, die gelobt oder heruntergemacht wurden, eine Ahnung hatten; und sodann ein Haufen von Leuten rätselhaftesten Berufs, die immer auftauchten, sobald die Nachricht vom Eintreffen Gallardos sich verbreitete, die ihn mit Lobhudeleien überschütteten und um Freibillets anbettelten. Die gemeinsame Begeisterung verwischte alle Rangunterschiede, und die echten Aficionados, Großkaufleute oder hohe Beamte, stritten über Angelegenheiten der Stierkämpferkunst ebenso gut mit jenen nichts weniger als salonfähigen Menschen wie mit ihresgleichen.

Sobald sie den Espada erreicht hatten, drückten ihm alle die Hand und umarmten ihn, unter vielen Fragen und Ausrufen.

„Juanillo, wie geht es der Carmen?“

„Ausgezeichnet, danke.“

„Und der Mutter, Senora Augustias?“

„Sehr gut, ich danke. Sie weilt jetzt auf meinem Landgut, der Rinconada.“

„Und Deiner Schwester und ihren Kindern?“

„Alles beim alten, ich danke.“

„Und dem Windbeutel von Schwager?“

„Auch gut. Ist noch immer derselbe.“

„Und wie sieht's mit den Ausflüchten auf Nachkommenschaft?“

„Ach, nicht die Spur!“
 Dabei zuckte Gallardo energisch die Achseln und stellte dieselben Fragen an jeden Neuangekommenen.
 „Und Ihrer werten Familie geht's auch gut? . . . So, freut mich sehr, bitte, nehmen Sie Platz. Vielleicht ein Glas Wein gefällig?“

Sodann erkundigte er sich angelegentlich nach dem Aussehen der Kampfstiere, denn alle diese Freunde kamen vom Zirkus, wo sie soeben der Auslosung der Tiere und ihrer Unterbringung in den Viehhöfen beigewohnt hatten. Desgleichen fragte er, was man sich im Café Zúgles erzählte, wo viele Aficionados verkehrten.

Es war eben die erste Corrida der Madrider Frühlingssaison, und die begeisterten Anhänger Gallardos setzten die größten Hoffnungen auf ihn, indem sie sich auf die Zeitungsberichte über seine jüngsten Erfolge in anderen Städten Spaniens verließen. Kein anderer Torero hatte so viele Engagements wie er. Von der Sevillaner Ostercorrida an (mit der die Stiergefächtsaison eröffnet wird) wanderte Gallardo, Stiere tötend, von einem Zirkus zum andern. Später, wenn August und September gekommen waren, verbrachte er seine Nächte im Eisenbahncoupée und seine Nachmittage in der Arena, ohne Ruh und Rast. Sein Verwalter in Sevilla hatte alle Hände voll zu tun und verlor beinahe den Verstand vor der ungeheuren Anzahl der brieflichen und telegraphischen Offerten, mit denen er von allen Seiten bestürmt wurde. Gallardo wußte oft wirklich nicht, wie er es anstellen sollte, um seinen Verbindlichkeiten nachzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Pflöpfen.

Von Pierre Euguet.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.)

I.

Nachdem Lardillon sich geräuspert und mit einer genialen Handbewegung sein üppiges Haupthaar aus der Dichtersirn gestrichen hatte, begann er:

„Blötzlich zeigte sich im Tür Rahmen der falsche Herzog, unheilverkündend, furchteinflößend. Er zückte gegen das, schon vom bloßen Schreck halb tote Opfer den Dolch, der dazu gebiet hat, den allen Schwertschleifer umzubringen, und stieß dreimal zu. Odetta de la Roche Tremblante starb ohne einen Schrei, ohne ein Zucken, selbst ohne einen Blick des Vorwurfs in ihren sanften Augen.“

„Endlich!“ frohlockte der Mörder mit einem Ausdruck wilder Freude auf seinem entmenschten Gesicht. „Nichts trennt mich mehr von den Millionen der Prinzessin!“

Aber er täuschte sich, der Glende. Die Vorsehung hatte nur gewollt, daß er das Maß seiner Missetaten vollmachen sollte, um ihn später um so grausamer dafür büßen zu lassen.

„Schluß des 125. Kapitels!“ verflüchtete Lardillon, der soeben ein Stück seines laufenden Romans „Die Verbrecherspelnke oder das Martyrium einer Jungfrau“ vorgelesen hatte. „Na, Kinder, was sagt Ihr dazu?“

Madame Lardillon sagte nichts. Sie war vollständig verblüfft. Die Leichtigkeit, mit der ihr Gatte — übrigens der beste Mensch von der Welt — im Lauf seiner Romane ganze Heilatomben von Opfern ins bessere Jenseits spedierte, indem er mit der nämlichen Kaltblütigkeit Feuer, Gift und Dolch handhabte, hatte ihr schließlich eine ehrerbietige Scheu eingeklebt. Sie fragte sich im stillen, was Lardillon wohl dabei empfinden mochte, wenn er so alle Morgen vor dem Frühstück, ohne sich im mindesten dadurch den Appetit zu verderben, zehn oder zwölf Unglückliche, die ihm niemals etwas zu Leide getan hatten, zu ihren Vätern versammelte.

Das Dienstmädchen, welches man dieser Vorlesung im engsten Familienkreise beizuwohnen ließ, das man sogar dazu einlad (wollte Mollière nicht auch die Meinung seiner Ragd über seine Werke hören?), das Dienstmädchen machte Augen so groß wie Suppenteller und öffnete den Mund gleich einem Tumeleingang, aus dem von Zeit zu Zeit kurze Ausrufe der Bewunderung, des Entzückens erklangen.

„Oh! Wie schön! Rein wirklich, wie schön! . . .“

Fräulein Sidonie — so hieß die Küchensee — kannte den Anfang des Romans nicht, da sie erst beim Beginn des 75. Kapitels diesen Dienst angetreten hatte, aber sie war nichtsdestoweniger begeistert, bebte bei jeder neuen Megelei und weinte bitterlich, wenn die Waife, die tugendhafte Heldin der Geschichte, allzu grausam verfolgt wurde, was der Hermosten fast alle Tage passierte. Lardillon hätte diese außergewöhnliche Dienerin, die in einer einzigen Person mehr Begeisterung verkörperte, als ein großes Publikum es hätte tun können, um nichts in der Welt entlassen mögen.

Er wollte gerade in der Lektüre fortfahren, als die Korridorglocke erkante.

„Der Briefträger, Herr!“ meldete Sidonie, die geöffnet hatte, und überreichte dem Dichter ein Schreiben.

„Ah! Ah! Vom „Beobachter des XXXV. Arrondissements“! Wollen doch mal sehen, was der gute Duplaquet von uns will, Händchen.“

Duplaquet war der Verleger des „Beobachters des XXXV. Arrondissements“, in dem augenblicklich „Die Verbrecherspelnke oder das Martyrium einer Jungfrau“ in täglichen Fortsetzungen erschien. Der gute Duplaquet wollte folgendes:

„Hören Sie mal, mein Lieber, es ist ja sehr hübsch, aber man muß so was doch nicht zu oft machen. Auf meinem Schreibtisch liegen fünfzig Briefe von Abonnenten, die dagegen protestieren, daß Sie vor drei Tagen einen alten Schäfer, der bereits am Anfang Ihres Dingsda mit Tod abgegangen ist, zum zweiten Male haben erdolchen lassen.“

Zum Teufel, Lardillon! Etwas mehr Gedächtnis oder wir werden uns genötigt sehen, Ihre Jungfrau von der Wildfläche verschwinden zu lassen, bevor sie ihre sämtlichen Feinde der irdischen Gerechtigkeit überantwortet hat. Ihr ergebener Duplaquet.“

Zum besseren Verständnis dieses Briefes müssen wir bemerken, daß der Verleger des „Beobachters des XXXV. Arrondissements“ von seinen Feuilletonautoren nicht die jedesmalige Verbringung des vollständig fertigen Romans verlangte, sondern sich mit einer genauen Inhaltsangabe begnügte, um aber Annahme oder Nichtannahme zu entscheiden, worauf er den Herren Autoren gestattete, Tag für Tag die zur Herstellung der Zeitung notwendige Feilengast zu liefern. Er tat dies um so eher, wenn es sich um Autoren handelte, die bereits gezeigt hatten, was sie konnten. Und Lardillon hatte schon lange gezeigt, was er konnte.

„Was ist das für ein Blödsinn!“ rief tiefgekränkt der Autor, nachdem er den Brief gelesen hatte. „Reich' mir doch mal die Kollektion der „Verbrecherspelnke“, Händchen!“

Madame Lardillon schleppte die Kollektion der „Verbrecherspelnke“ herbei, die schon etliche Kilogramm Papier repräsentierte.

Was der Verleger geschrieben hatte, war bedauerndswerte, unglückselige Wahrheit. Der fragliche Schäfer war im dritten Kapitel durch einen als peruanischer Edelmann verkleideten Banditen gemordet worden. Lardillon hatte diesen Mord vollständig vergeffen. (Er war zu entschuldigen, da er deren täglich ein Duzend lieferte.) Er hatte den gemordeten Schäfer wieder in die Handlung eingeführt und ihm vor drei Tagen fünf oder sechs wohlgezielte Dolchstöße appliziert, die der arme Teufel nach seinem im dritten Kapitel erfolgten Tode absolut nicht mehr brauchte.

Der Schriftsteller erblähte.

Sollte es mit mir bergab gehen? überlegte er.

Er hütete sich, seine Zweifel laut werden zu lassen, aber er blieb den ganzen Tag düster und verstimmt.

II.

Am folgenden Morgen erhob er sich früher als sonst und schloß sich in seinem Laboratorium ein, in dem er seine ungezählten Verbrechen verübte, ausgerüstet mit zwei Pappschachteln von ziemlich beträchtlichen Dimensionen, mit der Kollektion der „Verbrecherspelnke“ und einem Sack neuer Pflöpfen.

Wozu die Pflöpfen? Der neugierige Leser soll es alsbald erfahren.

Lardillon hatte befohlen, ihn unter keinen Umständen zu stören. „Diese Galanten“, murmelte er ingrimmig, „dürfen nicht wieder aufleben! Mein ganzer Ruhm steht auf dem Spiele!“

Auf die eine Pappschachtel schrieb er mit großen Buchstaben „Lebende“, auf die andere — „Tote“. Dann nahm er die Kollektion der „Verbrecherspelnke“ zur Hand und begann sein Opus von der ersten Zeile an durchstudieren mit der festen Absicht, diese Lektüre bis zum leterstehenden Feuilleton fortzusetzen.

Jedesmal wenn eine neue Person auftrat, schrieb er ihren Namen auf einen Pflöpfen und warf ihn in die Schachtel der „Lebenden“ zu seiner Rechten. Und jedesmal wenn diese Person definitiv tot war, suchte er sie aus dieser Schachtel heraus und überführte sie in die Schachtel der „Toten“ zu seiner Linken.

Und da die „Verbrecherspelnke“ schon 125 Kapitel zählte, und jedes Kapitel mindestens zehn bis zwölf Personen in die Ewigkeit spedierte, war diese Arbeit keine Kleinigkeit. Lardillon brauchte drei Tage dazu. Sie brachte ihm mancherlei Ueberraschungen. Ganze Regimenter von Leuten marschierten da vor seinem Geiste auf, deren Existenz er gar nicht mehr ahnte, um bald nachher mittels eines Degenstoßes oder durch Gift oder durch eine Revolverkugel zu verschwinden.

„Wer mag wohl dieser Kauz sein?“ murmelte der Schriftsteller jedesmal, wenn ein seit Monaten vergessener Held auftauchte, der einige Stunden am Himmel der „Verbrecherspelnke“ gegläntzt hatte, und von dem man nie mehr hätte sprechen hören. „Was will diese alte Vogelstauche hier?“ brummte er wieder bei dem Erscheinen einer längst vergessenen reichen Witwe. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich mich jetzt noch daran erinnere, wie sie in meinen Roman gekommen ist!“

Drei Tage später war alles fertig, und Lardillon, durch seine beiden Schachteln vor unzeitigen Auferstehungen geschützt, bekam seine schöne Seelenruhe wieder.

Zwei Wochen vergingen ohne jeden Zwischenfall.

III.

Und wir wohnen einer zweiten Vorlesung im engsten Familienkreise bei.

„Roger,“ lieft Lardillon, „plauderte leise mit Madeleine, als die Gräfin de la Brèche am Arm des Marquis de Quinsiens ins Zimmer trat.“

„Was ist das?“ rief Madame Lardillon. „Was erzählst Du da?“

„Was fällt Dir ein?“ fragte der Schriftsteller, den man nicht so ungeniert unterbrechen durfte.

„Aber Unglücklicher! Du sprichst von Roger, von Madeleine, von Madame de la Brèche und vom Marquis de Quinsiens!“

„Nun und . . .?“

„Nun und — alle vier sind ja längst tot! Du hast sie vor mehr als zwei Monaten ermordet. Du mußt es doch wissen!“

„Was fafelst Du da?“

Lardillon stürzte sich auf die Schachtel der „Lebenden“. Sidonie gappelte auf ihrem Stuhl hin und her und schien sich nicht recht wohl zu fühlen. Der Schriftsteller durchstößerte hastig die Schachtel.

„Da ist Quinsiens lebend!“ rief er. „Da ist diese alte de la Brèche lebend! Da Madeleine und Roger lebend! Was erzählst Du mir also?“

„Ja, mein Lieber“, verteidigte sich Madame Lardillon schüchtern, „ich weiß nicht. . . Vielleicht ist der Inhalt Deiner beiden Schachteln durcheinandergeworfen worden? Soviel steht jedenfalls fest: diese vier Personen sind lange tot!“

Lardillon bekam beinahe einen Schlaganfall.

„Hierher, Sidonie!“ würgte er. „Sie haben die Schachteln berührt!!!“

„Ich habe sie nicht angerührt, Herr!“ antwortete, in Tränen zerfließend, das Mädchen. „Aber vor drei Tagen, als ich den Schreibtisch abstaubte, habe ich sie auf die Erde geworfen und . . .“

„Und Sie haben die Psalmen wieder zurückerstanen, gleichviel wie? . . . Aus meinen Augen! Hinans, Unglückliche, oder ich ermorde Dich!“

Sidonie verschwand.

„Ich bin verloren, Götterchen!“ sagte Lardillon mit erloschener Stimme, indem er sich in einen Sessel fallen ließ. „Ich habe Quinsiens de la Brèche und die anderen beiden nicht erst heute wieder auferstehen lassen, sondern schon vorgestern. Seit zwei Tagen drückt man sie wieder!“

IV.

Und die Katastrophe erfolgte in Gestalt eines neuen Briefes von Duplaquet:

„Mein Herr!

Sie werden erlucht, der „Verbrechterspelunke“ noch heute ein Ende zu machen. Wir können bei unseren Mitarbeitern derartige Gedächtnisbesuche nicht gestatten.

Duplaquet.“

Schon in der nächsten Nummer des „Beobachters des XXXV. Arrondissements“ wurde das Laster bestraft, die Tugend belohnt und die „Verbrechterspelunke“ polizeilich geschlossen.

Lardillon hat sich nie darüber trösten können.

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Balkon und Blumenfenster.

Draußen am Feldweg sind die Märzveilchen den Schneeglöckchen gefolgt, im Rasen erblühen die ersten Gänseblümchen, in den Parkanlagen der Reichshauptstadt die ersten stattlichen Sträucher, die gelbglöckigen Forsythien, gewisse weißblühende Pfauensorten und wohlriechender Jasmin, die nun die Blütenläschen der Weiden, Haseln und Pappeln ablösen. Wenn wir so sehen, wie sich der Rasen verfärbt und das erste zarte Gelbgrün die zeitig aus der Winterruhe erwachenden Tiergehölze der Gärten einhüllt, so wird auch in uns wieder die Lust rege, Balkon und Fenster mit Blumen zu schmücken. Ein kleiner Balkon oder ein schlichtes Fenstergestirn bilden ja oft die einzigen Grundlagen für die bescheidene Blumenzucht des Städters. Man wetteifert in den Groß- und Mittelstädten in der Ausschmückung der Balkone und Fenster, wodurch so manche trostlose Hofwohnung ein anheimelndes Aussehen, manche elende Straße, in der sich Mietskasernen schachtelartig aneinanderreihen, ein ganz anderes, durch farbigen Blumenschmud verschöntes Gesicht erhält.

Wenn wir im Sommer durch breite, lichtfreundliche Vorstadtstraßen wandern, so bleiben wir manchmal unwillkürlich stehen, um den nicht alltäglichen Reiz der Blumenpracht auf uns einzuwirken zu lassen und dann mit dem Vorsatz weiterzuschreiten, es im nächsten Jahr, wenn auch nicht ebenso, so doch ähnlich zu machen. Das Gelingen solchen Vorsatzes ist allerdings von mannigfachen Voraussetzungen abhängig. Je breiter die Straße, je niedriger die sie flankierenden Häuser sind, je geräumiger der Balkon, je höher und breiter die Fenster, je sonniger die Lage, um so größer wird die Möglichkeit sein, mit Erfolg schön blühende Pflanzen zur Entfaltung zu bringen. Fast alle Blumen sind Kinder der Sonne, die deshalb zu ihrem Gedeihen ein

unabweisbares Erfordernis ist. Volle Morgen- und Mittagssonne ist für weitaus die meisten Blütenessgewächse am vorteilhaftesten; Nachmittags- und Abendsonne genügt zur Not, und gegen Mittagsonne muß man vielen Gewächsen im Hochsommer durch Herablassen einer Jalousie oder sonstige Schattenvorrichtung entsprechenden Schutz bieten.

Bevor man sich zur Blumenzucht am Fenster oder auf dem Balkon entschließt, stelle man zunächst fest, wenn und wie lange auf die Einwirkung der Sonnenbestrahlung zu rechnen ist. Fenster und Balkone, die bei Sonneneinbruch nicht mindestens vier bis fünf Stunden am Tage bestrahlt werden, sind zur Zucht blühender Pflanzen ungeeignet. In solchen ungünstigen Lagen müssen wir uns auf Efeu, Kletterpflanzen und auf den sogenannten wilden Wein, die Jungfernrebe beschränken. Im allgemeinen sind bei großstädtischen Mietskasernen die am tiefsten gelegenen Wohnungen für die Blumenzucht am ungeeignetsten, da Quer- und Nachbargebäude hier die Sonne am vollkommensten abfangen. Wer das Glück oder Unglück hat, in der allerobersten Etage zu wohnen, der wird oft auch dann, wenn die Zimmer schief und die Fenster nur klein sind, in der Blumenzucht mehr Glück haben als die tief unter ihm Wohnenden.

Nicht jede Wohnung hat einen Balkon, und nicht jeder Balkon hat die für Blumenzucht günstige Beschaffenheit, aber auch nicht jedes Fenster hat nach außen ein Gesims, und nicht jedes Gesims ist so gerade, daß es ohne weiteres zur Aufstellung von Blumentöpfen verwendet werden kann. Hat man das Glück, über etwa 20 Zentimeter breite, wagerechte Fenstergesimse zu verfügen, so lassen die sich ohne weiteres durch Aufstellung von Blumentöpfen vom vorgeschrittenen Frühling ab in den Dienst der Pflanzenpflege stellen; ist kein, oder nur ein schräg nach abwärts gehendes Gesims vorhanden, so ist die Anbringung eines Blumenbrettes, das seitlich fest in den Mauern verankert werden muß, erforderlich. Bei geradem Gesims genügt ein Eisenstab zur Sicherung der Töpfe; diese sollen aber nur von mäßiger Größe sein, d. h. nur einen oberen Durchmesser von 10—12 Zentimeter haben und nicht zu große Pflanzen bergen. Die Blumenkultur auf flachen Fenstergestirnen hat allerdings auch ihre Schattenseiten, zumal bei sehr sonniger Lage; hier trodnen die Töpfe im Hochsommer so rasch aus, daß täglich zwei- bis dreimaliges Gießen erforderlich wird. Vernachlässigt man dies, so ist die Erde rasch staubtrocken, dann nimmt sie bei einfachem Gießen kein Wasser mehr an, da dies gleich an den Topfwandungen hinabläuft und durch das Abzugsloch am Boden des Topfes entweicht. Hat man in dieser Beziehung eine Nachlässigkeit begangen, so muß man die Töpfe 1—2 Stunden in einen mit Wasser gefüllten Bottich stellen; am erhöhten Gewicht des Topfes kann man nach dieser Zeit ermesen, ob das ganze Erdreich im Innern wieder von Feuchtigkeit durchtränkt ist. Ein zweiter Nachteil der Blumenzucht in frei stehenden Töpfen auf den Fenstergestirnen besteht darin, daß der Ton der Blumentöpfe ein guter Wärmeleiter ist, also die Sonnenstrahlen anzieht und sich in heißen Mittagstunden derartig erhitzt, daß die innen an den Topfwandungen liegenden Wurzeln verbrennen. Ein sehr einfaches Mittel, diesem Uebelstande vorzubeugen, besteht darin, die auf sonnigen Fenstergestirnen frei stehenden Töpfe einzeln in Papier zu hüllen; die weiße Farbe wirkt die Sonnenstrahlen zurück, verhindert also das Erhitzen der Gefäße. Noch bessere Erfolge erzielen wir, wenn wir jeden Blumentopf in einen größeren stellen, so daß zwischen beiden Töpfen ringsherum ein allseitiger Zwischenraum von mindestens Fingerstärke bleibt. Diesen freien Raum zwischen beiden Töpfen stopft man mit gewöhnlichem Waldmoos aus, das stets feucht zu halten ist. Da dieses Moos in der Sonne reichlich Wasser verdunstet, bildet sich in der Umgebung der Pflanzen eine feuchte Luft, die das Gedeihen fördert.

Wir dürfen nie vergessen, daß die verhältnismäßig kleinen Blumentöpfe nur wenig Spickraum für Erde und Wurzeln lassen; starkwüchsige Pflanzen haben bald die geringen, in der Erde befindlichen Nährstoffe aufgebraucht und müssen dann verpflanzt werden, sollen sie nicht ein hungriges Aussehen annehmen. Einmaliges Verpflanzen ist im Laufe des Sommers absolutes Erfordernis, daneben muß dann noch, sobald die frisch verpflanzten Topfblumen gut eingewurzelt sind, mit künstlichem Dünger nachgeholfen werden. Würde gute Blumenerde verwendet, so kann man sich unter Umständen mit Nährsalzen behelfen, die in den Samenhandlungen auch in kleinen Portionen abgegeben werden. In Betracht kommen das Albertsche Nährsalz und das sogenannte Flora-Nährsalz. Zur Zeit des üppigsten Wachstums der Pflanzen kann man täglich mit Düngwasser gießen, wenn man stets nur in jedem Liter Wasser ein Gramm des Salzes löst. Schädliche Ueberdüngung ist dabei ausgeschlossen. Pflanzen, die nur ihrer Belaubung halber gepflegt werden, also sogen. Blattpflanzen, bei denen sich alles um üppigen Blattwuchs dreht, düngt man besser mit vorwiegendem Stickstoffdünger; diesen besitzen wir im Chlorsalpeter, einem Salz, im Hornmehl und im Laubdüngung. Von erstgenannten Düngern gibt man auch nur ein Gramm auf ein Liter Wasser, von trockenem Laubdüngung höchstens 1/2—2 Gramm.

Wo ein Balkon zur Verfügung steht, da greife man zu den Blumenkästen; kleinere Kästen werden für die Schmalheiten, ein oder zwei große für die Vorderfront angefertigt. Die Käste müssen natürlich genau der Balkongröße entsprechen; je größer der Balkon, um so größer, breiter und tiefer können die Blumenkästen sein, ohne ungeschön zu wirken, und je größer die

Kästen, um so größer die Erdmasse, die sie aufnehmen können, und um so üppiger wird die Entfaltung der Pflanzen sein. Blech- und Thonkästen vermeide man, da sie als gute Wärmeleiter in sonniger Lage ein Verbrennen der Pflanzenwurzeln verursachen; außerdem wird in Blechkästen, weil sie jede Durchlüftung des Erdreiches ausschließen, die Erde sauer; ein Absterben der Pflanzen ist dann unausbleibliche Folge. Läßt man sich die Kästen vom Tischler anfertigen, so verlange man genutete, die sich unter der Einwirkung der Feuchtigkeit nicht verziehen. Muß man sich selbst primitive Kästen zusammennageln, so bekleide man die Kanter mit Blechstreifen, die ein Verziehen des Kastens unmöglich machen. Wer eine Blechschere und das nötige Geschick besitzt, zerschneide alte Konterbenbüchsen in Streifen, um mit diesen die Kantenkanten zu benageln. Es kommt aber nicht nur auf den Kästen an, sondern in weit höherem Maße auf die Beschaffenheit der Erde. Diese läßt in Berlin oft alles zu wünschen übrig; ich habe mich selbst davon überzeugt, welch unglaublicher Dreck in den Außenbezirken von fahrenden Händlern den gläubigen Blumenfreunden als beste Blumenerde aufgehängt wird. Aber auch manche Blumengehäste suchen die minderwertige Abfasserde an den Mann zu bringen. In solchem Dreck wächst natürlich keine Pflanze. Man laufe entweder die Erde in einer Gärtnerei, wo man eine Mischung von zwei Teilen wirklicher Mistbeeterde mit einem Teil Rasen- oder Lehmerde und dem entsprechenden Zusatz von grobem Sand verlangt. Sand gehört zu jeder Blumenerde; er hält sie frisch, gesund und warm. Es gibt aber auch eine Möglichkeit, das Geld für die Erde zu sparen. Man kauft sich dann mit einem Sack aus, geht auf eine Wiese und sammelt dort die von den Maulwürfen ausgeworfene Erde, möglichst von alten, überwinterten Häufen. Diese durch den Frost mirbe gewordene Erde genügt mit Sandzusatz oft schon allein. Will man noch ein Uebriges tun, so mische man sie mit Wald- oder Holzerde; erstere findet man in jeder Waldung, nachdem die oberen, noch nicht verrotteten Laub- bzw. Nadeln abgeräumt sind; Holzerde auf jedem alten Zimmerplatz. Der gestrenge Meister wird wohl einwilligen, wenn ein armer Teufel von Blumenfreund um die Erlaubnis bittet, einen kleineren oder größeren Sack dieser Holzerde mitzunehmen zu dürfen. Verführerisch sieht auch die schwarze Moorerde von feuchten Wiesen aus; sie ist aber, da säurehaltig zur Blumenzucht nur mit Vorsicht zu gebrauchen; brauchbar wird sie erst, wenn man einen tüchtigen Haufen davon 2-3 Jahre an der Luft lagern läßt und jährlich zweimal mit dem Spaten umarbeitet. Durch diese Behandlung geht unter der Einwirkung der Luft und Kälte die Säure verloren. Die Erde in den Blumenkästen muß Jahr für Jahr erneuert werden, nur langsam wachsende, ausdauernde Pflanzen können mehrere Jahre in der gleichen Erde stehen, wenn im Sommer durch künstliche Düngung nachgeholfen wird.

Eine nicht geringe Sorge macht die Bepflanzung der Kästen. Will man gleich von Anfang an etwas Schönes und Vollkommenes haben, so muß man schon die Pflanzen in einer Handelsgärtnerei kaufen, aber diese kosten durchschnittlich, je nachdem, 30 bis 50 Pf. pro Stück und mehr. Für sonnige Lagen sind Pelargonien sehr schön, namentlich die in Berlin vorherrschenden feuerroten Sorten Meteor und in zweiter Linie Verolina. Da aber alle Welt diese knallroten Blüten pflanzt, wirkt der Blütenerschmuck ganzer Straßenzüge eintönig. Wer Abwechslung liebt und seinen Blumenschmuck anders als die lieben Nachbarn haben möchte, der pflanze in sonniger Lage Petunien, die hängenden Fougereanien und auf ganz kleinen Balkonen hängende Glöckchenblumen und die neuen hängenden Sorten der blaublütigen Lobelien. Die Blüten dieser letztgenannten zierlichen Hängepflanzen haben so treue, tiefblaue Augen, daß man das Pflänzchen im Vollenmund „Männertreu“ genannt hat. Frau Priegele will das nicht einleuchten, sie meint, daß es so etwas überhaupt nicht gibt, weil ihr Mann in den ersten Ehejahren einmal einen kleinen Seitensprung gemacht hatte, der aber inzwischen verjährt und verziehen ist. Ich habe Frau Priegele aber eines Besseren belehrt und ihr gesagt, daß es trotz alledem Männertreu gibt, ja, auch eine andere Pflanze, die man „Mannstreu“, nicht „mannstoll“, nennt. Das ist eine sogenannte Geldistel, sein belaubt und taufendfach bedornt, die sich nicht ungestraft fest anfassen läßt.

Der Männertreu und der Mannstreu stehen im Blumenreiche auch zahlreiche Jungfern gegenüber, bei deren Benennung man aber nicht die herrschaftlichen Jungfern von heute im Auge hatte, so die schon genannte Jungfernebe, auch Bilder Wein genannt, von der der Volksglaube annimmt, daß sie im Gegenatz zur edlen Nebe keine Früchte zeitigt. Das ist aber ein Irrtum, denn sie bringt tiefblaue Beeren, die freilich ungenießbar sind. Eine andere hübsche Jungfrau des Blumenreiches ist die „Jungfer in Grün“, eine reizende lilafarbige Blüte von dem denkbar feinstzerteilten Blattwerk umgeben. Das ist auch eine prächtige Pflanze für die Balkonkästen und zwar für die Liebhaber, die nicht viel Geld ausgeben können. Für 10 Pf. Samen weitläufig in die richtig hergerichteten Kästen gesät und dünn mit Erde bedeckt, genügt, um einen prächtigen, den ganzen Sommer über andauernden Blütenfloh zu erzielen.

Viele Blumenfreunde sind der irrigen Ansicht, daß alles das, wovon sie gehört und was sie gesehen haben, so ohne weiteres aus Samen erwächst, den man nur in die Kästen zu streuen braucht. Das ist ein arger Irrtum! Eine große Zahl unserer Sommerblumen

verlangen Ausfaat unter Glas, dann ein- bis zweimaliges Bepflanzen unter Glas, um die nötige Stärke zu erlangen, die sie zum Weiterwachsen in den Balkonkästen befähigt; manche lassen sich auch nur auf künstlichem Wege durch Stedlinge vermehren. Das sind natürlich alles Pflanzen, die man kaufen muß. Aber auch von denen, die man direkt da hinsäen kann, wo sie ihre vollständige Entwicklung erlangen sollen, sind viele für die Kastenkultur auf dem Balkon ungeeignet. Mir tut es immer leid, wenn ich hier und da die stolze Sonnenblume in einem Kasten auf dem Balkon erblicke; sie bringt hier höchstens eine kleine und unheimlich bunte Blüte und schaut wahrhaft erbarmungswürdig auf die Straße hinunter. Die beste Pflanze, die wir direkt in die Kästen säen können, ist die sogenannte ranke Kapuzinerkresse in Sorten mit tiefroten, orangefarbenen und gelben Blumen. In geräumige Balkonkästen lege man jetzt zwei Reihen Samen von Korn zu Korn in mindestens 15 Zentimeter Abstand. Wer besonders vorsichtig sein will, lege in diesem Abstand jedesmal zwei Korn nebeneinander, falls eines verfaßt; wo beide Samen aufgehen, entfernt man später immer die schwächste von beiden Pflanzen. Man kann diese Kapuzinerkresse sowohl über den Kasten herabhängen lassen, als auch an Stäben und Schnüren laubenartig emporziehen; sie winden mit den Blattstielen. Im allgemeinen erlangen die Schlingpflanzen in den Balkonkästen eine weit geringere Entwicklung als im Freien; aber bei guter Erde und richtiger Pflege machen sie trotz alledem Freude. von Schlingpflanzen für Balkonkästen, die wir direkt in die Kästen säen können, nenne ich noch die Triichterwinden, die sich als Mondblüten am Tage nur bei trübem Wetter, sonst erst abends öffnen, die Feuerbohnen, die wir aber nicht vor Anfang Mai säen dürfen, und die wohlriechenden Wicken, die jetzt geist werden müssen. Ausdauernde Schlingpflanzen wachsen in kleinen Kästen nur sehr kümmerlich und sind eigentlich nur da angebracht, wo das Haus im Garten steht; hier pflanze man an die Vorderfront in den freien Boden die herrlichen Schlingrosen und die großblumigen Waldreben, die nach zwei bis drei Jahren ganze Wandflächen bekleiden und in üppigen Blütenwäldchen hülsen. Ich habe mein kleines Gartenhäuschen, dessen Vorderfront nach Osten gerichtet ist, vor drei Jahren mit Waldreben bepflanzt. Sie bedecken die ganze Front und brachten im vorigen Jahre Laufende von Blüten, die bei einigen Sorten bis 18 Zentimeter Durchmesser haben. Inmitten dieser Blütenpracht, dicht über einem Fenster, nistete ein Vachstelzenpaar. Unbekümmert um mich bauten sie das Nest, brüteten die Eier aus und fütterten später, dicht über meinem Kopf, die stets heißhungrigen Gelbknäuel groß. In diesem Frühjahr haben sich die beiden Alken wieder eingefunden, die Gegend sondiert und meine Gastfreundschaft erneut in Anspruch genommen, worauf ich im beiderseitigen Interesse bereitwillig eingegangen bin. Ich erhebe keine Miete und setze die fidele, flatterhafte Gesellschaft auch nicht auf die Straße.

Hd.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Ein neuer Eindecker ist von dem Dänen Ellerhammer erfunden worden, der den Anspruch erhebt, daß diese Flugmaschine auch bei starkem Wind eine volle Gebrauchsfähigkeit verprieche. Er unternahm seinen ersten Flug von ungefähr drei Kilometern Länge Mitte März bei stürmischem Wetter und soll auch angeblich einen bedeutenden Erfolg erlitten haben. Seine Maschine wiegt nur 330 Pfund und fährt sechs Zylinder. Ihre besondere Eigenart beruht in der Gewichtsverteilung, die so fein ausgeglichen sein soll, daß der Körper des Fahrers genügt, um ohne einen anderen Apparat das Gleichgewicht des Ganzen jederzeit zu regeln. Diese Angaben nehmen sich so ideal aus, daß man erwarten darf, noch viel von der Ellerhammer'schen Flugmaschine zu hören, falls sie auf Wahrheit beruht.

Der Kinematograph als Lehrmeister. Was der Kinematograph zur Unterhaltung und Belustigung leistet, ist nur ein kleiner Teil der Verdienste, die dieser Apparat in Anspruch nehmen darf. Namentlich für wissenschaftliche Unterrichtszwecke hat er offenbar eine nützliche und ehrenvolle Laufbahn vor sich. Es ist schier ungläublich, was jetzt schon alles im Kinematographen gezeigt wird. Vielleicht das Neueste auf diesem Gebiet ist die Vorführung chemischer Vorgänge. Man hat beispielsweise Filme hergestellt, die eine elektrolytische Zerlegung des Wassers sichtbar vorführen, ebenso die bekannte Wirkung von Salpetersäure auf Silber oder die des Königswassers auf metallisches Gold. Die Darstellung solcher Vorgänge in starker Vergrößerung auf dem beschichteten Schirm muß sogar für den Fachmann etwas Verblüffendes haben. Ebenso bemüht sich die Zoologie immer mehr des Kinematographen. Erstaunlich ist es, was man z. B. vom Leben einer Fliege auf diesem Wege zur Anschauung bringt. Man sieht die Fliege ihre Eier legen, die sich zu Haufen wimmelnder Maden entwickeln. Durch eine geeignete Anordnung der nach der Natur aufgenommenen Bilder kann die Schaustellung so eingerichtet werden, daß auch die Geandertleber Vorteil daraus zieht, indem die Reinlichkeit über die großen Gefahren aufgeklärt wird, die ihrer Gesundheit durch die Fliegen drohen.